

Rosensteinschule in Stuttgart : Hier geht keiner ohne Abschluss

Arnfrid Schenk - in. DIE ZEIT Ausgabe Nr.34/2017

Die Rektorin und ihre Schule

Auf dem Weg zur Schulleiterin fühlt man sich an Thomas de Maizières Thesen zur Leitkultur erinnert. "Wir klopfen! Wir grüßen laut und deutlich! Wir denken an das Zauberwort!" steht groß an der Tür des Vorzimmers. Drinnen verteilt ein Ventilator die Sommerhitze. Ingrid Macher, schwarze Bluse, kurze Haare, Lesebrille in der Hand, steht vor dem Schreibtisch und nennt die Eckdaten der Rosensteinschule: Grund- und Werkrealschule mit insgesamt 574 Schülern aus 40 Ländern, 97 Prozent haben einen Migrationshintergrund, 250 sind Flüchtlingskinder. Das ist rekordverdächtig für eine Schule in Deutschland. Und es ist problemverdächtig. Vor Kurzem ergab eine Bildungsstudie der Caritas, dass in Deutschland 47.000 Jugendliche die Schule ohne Abschluss verlassen, das sind fast sechs Prozent der Schulabgänger. Der aktuelle *Chancenspiegel* der Bertelsmann Stiftung zeigt, dass der Anteil der Schulabbrecher bei Jugendlichen mit ausländischen Wurzeln doppelt so hoch liegt: bei rund 13 Prozent.

Ingrid Macher, 64 Jahre alt, sagt dazu nur: "Wir werden das schaffen." Mit den Flüchtlingen habe man einen pädagogischen Auftrag erhalten, den gelte es zu erfüllen.

Die Rektorin hat schon vieles geschafft.

Die Rosensteinschule war das, was häufig als Brennpunktschule beschrieben wird. Der funktionale Bau aus den fünfziger Jahren liegt im Stuttgarter Nordbahnhof-Viertel, einem der sozial schwächsten der Stadt. Bevor Macher vor 15 Jahren hier übernahm, war Unterricht kaum mehr möglich. Es gab Schlägereien auf dem Hof, Lehrer wurden regelmäßig von Schülern bedroht, einmal schoben randalierende Schüler ein Auto auf die Straßenbahnschienen.

Ingrid Macher führte strengere Regeln ein, forderte Disziplin, Pünktlichkeit, Leistungsbereitschaft. Benimmtraining gehört zum Schulstoff. Kaugummikauen ist ebenso verboten wie das Tragen von Tops mit Spaghettiträgern; wer auf den Boden spuckt, putzt. Zugleich nimmt die Wertschätzung für die Schüler eine große Rolle ein. In einer regelmäßigen Schulversammlung dürfen sie die Lehrer kritisieren.

Sozialwirksame Schule nennt sich dieses pädagogische Konzept, das auch von etwa drei Dutzend anderen Schulen in dieser Republik praktiziert wird. Zu dem Konzept gehört noch ein Trainingsraum. Macher bezeichnet ihn als "Disziplinierungsinstrument". Davon wird später noch die Rede sein. Die Rektorin sagt: Regeln haben viele Schulen. Aber man muss sie auch durchsetzen. Als die Schule das tat, schüttelte sie ihren schlechten Ruf ab. Sie bekam eine Reihe von Preisen, bei dem bundesweiten Wettbewerb Starke Schule reichte es für den vierten Platz.

Drei Flüchtlingsheime liegen in der Nachbarschaft der Schule, sechs sogenannte Vorbereitungsklassen haben sie an der Rosensteinschule seitdem eingerichtet. Hier lernen die Flüchtlinge Deutsch, in ein, maximal zwei Jahren sollen die Kinder fit für den Regelunterricht sein. Die Rektorin sagt, je jünger die Schüler sind, umso besser läuft es, und dass ein Jahr für viele zu knapp sei.

Eine Zeit lang gab es in den Pausen wieder häufiger Schlägereien. Manche Jugendliche oder Väter aus arabischen Ländern haben auch Autoritätsprobleme gegenüber Lehrerinnen. Da müsse man sich dann eben hinstellen können, sagt Macher. Sie bestellt Eltern ein, erklärt mithilfe eines Dolmetschers, was sie unter Schule und Erziehung versteht.

Natürlich sei die Arbeit mühsamer als an einer Schule mit Kindern aus gutbürgerlichen Elternhäusern. Aber auch an der Rosensteinschule gehe die Welt nicht unter, es gebe keinen Vandalismus, keine Drogen. Wenn etwas Lehrer an den Rand bringe, erzählt die Schulleiterin, dann die Inklusion.

Was für eine Mischung?

In diesem Frühjahr forderte Bundesbildungsministerin Johanna Wanka, der Anteil von Kindern mit und ohne Migrationshintergrund sollte in Schulen möglichst ausgewogen sein. Der Philologenverband legte nach: Schulklassen mit einem Migrantenanteil von über 35 Prozent würden zu Leistungsabfall und Integrationsproblemen führen.

Da kann Macher nur mit den Schultern zucken. In Stuttgart leben 600.000 Menschen, 44 Prozent von ihnen haben einen Migrationshintergrund, unter den Jugendlichen hat jeder zweite ausländische Wurzeln. Das ist weit mehr als in Berlin oder Hamburg. Im Stuttgarter Norden ist der Anteil der Einwandererkinder noch größer. In das ehemalige Eisenbahnviertel zogen zuerst italienische Gastarbeiter, dann Portugiesen und Türken. Heute leben in den Straßen mit den beschaulichen Backsteinhäusern Menschen aus über 30 Ländern. Die Arbeitslosenquote ist mit zwölf Prozent doppelt so hoch wie im Rest der Stadt.

In der Vorbereitungsklasse

8.30 Uhr, in der Vorbereitungsklasse von Frau Jasniger sitzen 22 Kinder, aus den Klassenstufen zwei bis vier. Sie sind zwischen acht und elf Jahren alt und kommen aus dem Irak, aus Syrien, Afghanistan oder der Türkei. Auch Migrantenkinder aus der EU sind dabei. Es herrscht eine emsige Atmosphäre, viele melden sich. An diesem Morgen geht es um Schokolade, die Schüler sollen Sätze mit dem Wort bilden. "Wenn ich gehe zu Arzt, musst du nicht Schoko essen", sagt ein Junge. "Ich esse jeden Tag ein Stück Schokolade", kommt es fehlerfrei von einem Mädchen. In allen Vorbereitungsklassen ist das Niveau extrem unterschiedlich.

Seit eineinhalb Jahren ist Frau Jasniger an der Schule, es ist ihre erste Vorbereitungsklasse. Viele der Kinder wohnen noch mit ihren Eltern in einem der Flüchtlingsheime nahe der Schule.

Elterngespräche führt sie mit Dolmetscher, es ist viel Arbeit, aber es klappt, sagt Frau Jasniger. Von ihren 22 Kindern wechseln im nächsten Schuljahr 16 in die Regelklasse.

Frau Jasniger macht keinen gestressten Eindruck, sie ist gern an der Schule. Es sei ein tolles Kollegium, jung, man unterstütze sich gegenseitig, die Beziehung zu den Schülern stimme, die Schulleitung gebe viel Rückendeckung. Sätze, die man von vielen Lehrern an der Schule hört.

In der Regelklasse

Raum 101, es ist 9.30 Uhr. An der Wand hängen Regeln. "Wir begegnen jedem Mitschüler und Erwachsenen freundlich, rücksichtsvoll und mit Respekt." 14 Schüler stehen auf und rufen "Guten Morgen, Frau Özalp", als die Lehrerin ans Pult tritt. Sie heißen Aziz, Josef oder Lamiiiaa, sie sind zwischen 14 und 17 Jahre alt, alle haben Vorbereitungsklassen besucht. Keiner von ihnen ist länger als drei Jahre in Deutschland. An der Rosensteinschule gibt es Regelklassen, die ganz oder vorwiegend aus einstigen Schülern der Vorbereitungsklassen bestehen. In ihrem ersten Jahr in der Regelklasse kann die Deutschnote im Zeugnis ausgesetzt werden.

An diesem Morgen steht eine Mathearbeit an, zuvor wiederholt Frau Özalp kurz den Stoff, es geht um Daten, Dreisatz und wie man aus einer Strichliste ein Säulendiagramm macht. Klar gebe es noch Wissenslücken, sagt die Lehrerin später, wir müssen immer in kleinen Schritten vorgehen, aber am Ende des Schuljahres sei auch hier der Stoff geschafft.

Frau Özalp, 26 Jahre alt, ist in Stuttgart geboren und aufgewachsen, sie hat türkische Wurzeln. Ihr Bildungsweg könnte Ansporn für ihre Schüler sein: Hauptschule, Werkrealschule, Wirtschaftsgymnasium, Studium. Acht von den rund 40 Lehrern der Schule haben einen Migrationshintergrund. Im Vergleich zu anderen Schulen ist das viel.

In der vergangenen Woche war Frau Özalp mit den Schülern bei der Arbeitsagentur. Was wollen ihre Schüler einmal werden? Erzieherin die Mädchen, die Jungs meistens Kfz-Mechaniker.

Der Trainingsraum

Ein schmales Zimmer, gleich neben dem Sekretariat. Der Trainingsraum gehört zum Konzept der sozialwirksamen Schule. In der Mitte ein Tisch, an dem Frau Dewald sitzt, dienstags und

donnerstags macht sie hier Dienst im Wechsel mit anderen Lehrern. Und wartet auf Schüler, die Regeln verletzt haben und von ihren Lehrern in den Trainingsraum abkommandiert werden. Ein Neuntklässler kommt herein und setzt sich ihr gegenüber. Die Lehrerin schiebt ihm ein Formular hin. Es hat die Überschrift "Mein Plan". Der Schüler muss erklären, warum er hier ist. Er schreibt: "Ich habe permanent gestört, Blödsinn gemacht, ich weiß nicht, wann Schluss ist." Weitere Fragen, die er beantworten muss: Warum hast du eine Regel verletzt? Hatte dein Verhalten Folgen für andere? Wie willst du dein Verhalten ändern? Frau Dewald hilft ihm beim Formulieren der Antworten.

Nicht gerade eine Situation wie im Karzer, aber auch nicht angenehm. Trotzdem sagt der Schüler später, dass ihm das nichts ausmache. "Ich habe mich dran gewöhnt." Das hört man von fast allen Schülern, die man nach ihrer Meinung zu den Disziplinierungsmaßnahmen fragt. Und dass sie ihre Lehrer mögen.

An der Wand hängt ein Plakat, auf dem die Folgen eines Trainingsraumbesuchs aufgelistet sind: Beim ersten Mal keine, beim zweiten Mal folgt ein Elternbrief, dann "UA", Unterrichtsausschluss, bis zu mehreren Wochen. Wobei "UA" nicht schulfrei bedeutet, sondern viel Heimarbeit. Wer zehnmal in den Trainingsraum musste, droht von der Schule zu fliegen. Auch das kam ein paarmal vor.

Der Schüler unterschreibt das Formblatt und verlässt erleichtert den Raum. Die Lehrerin heftet den sogenannten Vertrag in einem Leitzordner ab. Schuljahr 2016/17 steht darauf. Er ist so voll, dass er sich gerade noch schließen lässt.

Wer ihn sieht, fragt sich, ob die sozialwirksame Schule wirklich als Modell taugt. Mit ihrer Betonung auf Disziplin wirkt sie wie eine Art Singapur im Miniaturformat. Passt das nach Deutschland, in ein Land, in dem Wirtschaft und Gesellschaft Kreativität und eigenständiges Denken verlangen? Die Antwort ist: Ja, denn es geht weniger darum, die Schüler für Führungspositionen auszubilden, als vielmehr sie vor dem Schlimmsten zu bewahren.

Die restlichen drei Prozent

Und wie fühlen sich die Schüler an der Rosensteinschule, die "biodeutsche" Wurzeln haben? Man könnte Selina fragen, Frederic oder Flo aus der siebten und achten Klasse. Selina erzählt, sie habe sich erst einleben müssen, sie sei aus Brandenburg gekommen, an ihrer früheren Schule habe es keine Ausländer gegeben. Jetzt sei es aber okay. Frederic und Flo sagen, es sei kein großes Thema, die Ausländer könnten ja auch Deutsch, und die meisten kämen von hier. Jeder kenne hier jeden, man chille miteinander. Mit den Flüchtlingen hätten sie noch nicht so viel Kontakt.

Die Wunschliste

Gäbe es eine, stünde bei Lehrern und Rektorin ganz oben: mehr Schulsozialarbeiter. Viele Jahre waren sie da gut versorgt, erzählt Macher. Jetzt fehlt es an Personal, die meisten sind in den Flüchtlingsheimen gebunden. Und: mehr Sonderschulpädagogen für die Inklusionsklassen. Ein Ziel hat Ingrid Macher fast schon erreicht: "Niemand verlässt diese Schule ohne Abschluss." Bei der Zeugnisvergabe Ende Juli gab es auch in diesem Jahr ein paar Wiederholer. Aber in der 10b haben alle die mittlere Reife bestanden – eine Klasse, die nur aus Flüchtlingen bestand.